

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 41 (1979)
Heft: 11

Artikel: Der Postheiri
Autor: Studer, Charles
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-861917>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Postheiri

Von Charles Studer

1

Im Jahre 1921 erschien erstmals unter dem Namen «Postheiri» das «Hilaro-elische Intelligänz-Chäs-Wuche-Wösch- und Tagblatt» der Narrenzunft Honolulu zu Solothurn, und zwar am schmutzigen Donnerstag die eine Ausgabe, am Fasnachtsonntag die zweite. Weitere folgten Jahr für Jahr jeweils zur Fasnachtszeit — später allerdings auf ein Blatt pro Jahr reduziert — bis in die Gegenwart. Lediglich das Kriegsjahr 1941 liess die in Solothurn sonst jedesmal mit Schmunzeln erwartete Fasnachtszeitung vermissen. Woher kommt nun der Name dieses satirischen Blattes, das heute eng mit der Solothurner Fasnacht verbunden ist?

2

Der Vater des «Postheiri» hiess Alfred Hartmann. Er, der 1814 geborene Spross einer bernischen Patrizierfamilie, war schon in jungen Jahren vom Schloss Thunstetten her, dem Familiensitz, nach Solothurn gezogen. Dort fand er seine Ausbildung im «Kollegium» und wandelte sich in einen echten Solothurner. Der Beruf eines Schriftstellers lockte ihn. Nach einigen gescheiterten Versuchen trat er 1845 gemeinsam mit Freunden mit dem «Wochenblatt für Freunde der Literatur und vaterländischen Geschichte» an die Öffentlichkeit. Der Herausgeber erinnerte sich nun, dass zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts bereits einmal in Solothurn ein satirisches Zeitungsblatt unter dem Namen «*Hudibras*» erschienen war. War es nicht angebracht, für Solothurn eine humoristische Gratisbeilage zum neuen Wochenblatt zu schaffen?

Eine gute Eingebung verhalf Hartmann zu dem glücklichen Titel «Postheiri, Blätter für Gegenwart, Öffentlichkeit und Gefühl».

3

Werfen wir aber vorerst einen Blick auf den Vorgänger des «Postheiri»: Der «*Helvetiche Hudibras*» hatte am 23. Juni 1797 das Licht der Welt erblickt. Herausgeber war der geistvolle Buchdrucker Franz Josef Gassmann, geboren 1755, gestorben 1802. Er hatte den «Patrioten» angehört, jenem politischen Kreis, der nach dem Vorbild Frankreichs einen Umsturz der patrizischen Ordnung anstrebte. Den Namen seiner Zeitschrift entnahm er einem 1663 erschienenen burlesken Roman des Engländer Samuel Butler. Das Titelblatt der ersten Nummer enthält den sinnvollen Spruch: «Ganz einsam sitzt hier Hudibras, wie Diogen in seinem Fass. Nun fragt es sich nur: Welcher war von beiden wohl der grösste Narr.»

Der berüchtigte Hudibras habe sehr viel Ähnlichkeit mit dem Charakter des Verlegers, schreibt Gassmann selbst. Denn «dieser seltene Engländer war ein gutmütiger Schwärmer, dachte über viele Dinge sehr richtig, philosophisch aber zur Unzeit, machte mit dem besten Herzen der Welt häufig dumme Streiche, liebte eine alte Dame mit platonischer Zärtlichkeit, ward etliche Male tüchtig abgeprügelt und hielt sich für einen treuen Bürger und eifrigen Christen».

Die Wochenschrift «*Hudibras*» ist ein merkwürdiges literarisches Erzeugnis. In der Hauptsache brachte sie moralphilosophische Abhandlungen mit mehr oder weniger Humor, einige Gedichte, alles irgendwie überstrahlt von einer gewissen Melancholie, so etwa die «*Hudibrasischen Gedanken* nah dem Gottesacker zu Dreybeinskreuz». Daneben finden wir aber auch ephemere Anzeigen und dergleichen. Seine politische Einstellung kann Gassmann nicht verleugnen, so in der «*Gefängnisreise*», ein Rückblick auf seine Haft als Patriot im Februar 1798,



Illustrirte Blätter für Gegenwart, Daseinlichkeit und Gefühl.

Abonnements-Preis für den ganzen Jahrgang von 52 Nummern Fr. 6.

oder in dem vor dem Franzoseneinfall geschriebenen Vaterlandslied: «Bürger, wir sind alle Brüder, uns erzog das Vaterland, gebt dem Vaterlande wieder, was es heischt mit will'ger Hand», und das in dem Aufruf Wengis gipfelt: «Brüder! Nur kein Bürgerblut!»

Bald aber schon, nach etwas mehr als einem Jahr, ging die Zeitschrift wieder ein. Ihr Tod war wohl mit den Zeitumständen verknüpft; die alte Ordnung war zusammengebrochen, die helvetische Republik im Entstehen. So tragen denn die letzten Hefte den Wahlspruch jener Zeit: «Freiheit, Gleichheit», und sie bringen nach der Verteidigungsschrift von General Altermatt, dem unglücklichen Oberbefehlshaber der Solothurner Truppen im März 1798, im grossen und ganzen nichts anderes mehr, als eine Erläuterung der helvetischen Verfassung.

Immerhin sollte die Pflanze, die Gassmann in Solothurn gesetzt hatte, nicht vollständig verderren; sie stand vielmehr dem «Postheiri» Hartmanns zu Gevatter, der seinen Vorgänger an Humor weit übertreffen sollte.

4

Der «Postheiri», der den Namen zum neuen Wochenblatt gab, lebte mit Fleisch und Blut in Solothurn. Er war niemand anders als der originelle Briefträger, der seit fünfundzwanzig Jahren als einziger seines Amtes gewaltet hatte, Heinrich Meister. Sein Bild, im kurzen Frack, den karierten Hosen, dem offenen Hemdkragen ohne Halsbinde, den Gamaschen und der charakteristischen Schirmmütze, sollte dreissig Jahre lang als Titelvignette des Wochenblatts im ganzen Schweizerland ein Bekannter bleiben. Mit der ersten Nummer des Jahrgangs 1846 zeigte seine ausgestreckte Hand auf die durch ihn populär gewordene Devise des englischen Hosenbandordens: «Honny soit qui mal y pense».

Als Heinrich Meister 1872 starb, brachte ihm Hartmann in der 31. Nummer des 18. Bandes folgenden Nachruf:

«Wir haben einen guten Mann begraben, uns war er mehr! Heinrich Meister, der Sohn einer armen Witwe, debütierte als barfüssiger Fabrikknabe. Nach Jahren bittern

Darbens winkte ihm das Glück, er wurde Küchenjunge des solothurnischen «Professorenconvictes», eines gemeinschaftlichen Haushaltes geistlicher Lehrer, welcher den Jesuitenkollegien nachgebildet war. Noch höhere Würden warteten seiner: Im Jahre 1836 ward er zum Briefträger der Stadt Solothurn ernannt. Von da an hiess er «der Postheiri».

Früh übt sich, wer ein Meister werden will. Schon Heireli, der Fabrikknabe, hatte sich durch sein loses Maul ausgezeichnet. Im Umgang mit den ägyptischen Fleischköpfen des Professorenconvict schoss Heiris Humor üppig ins Kraut. Aber erst als Postheiri betrat er die Arena, wo er seinem Witze den Zügel durfte schiessen lassen. Welcher Bewohner Solothurns wird sich nicht an die Spässe, Münchhausiaden und Eulenspiegeleien erinnern, mit denen er Tag für Tag das lachlustige Publikum in Atem hielt — so zum Beispiel als er jenem pfiffigen Politikus als Allerneuestes das zehn Jahre alte Zeitungsblatt ins Haus trug, in welchem die Nachricht einer ausgebrochenen Pariser Revolution zu lesen war . . . !

Trotz dieser Streiche blieb er der Liebling Aller. Wem er heute ein schlimmes Maul anhing, dem besorgte er morgen mit unverdrossenem Diensteifer und lobenswerten Discretion ein zärtliches billet-doux. Einen Witz hätte er nie bei sich behalten und hätt' es seinem besten Freunde den Kopf gekostet; dabei blieb er harmlos und in stets rosiger Laune.

Als die Herausgeber dieser Blätter vor 18 Jahren den Gedanken fassten, ein schweizerisches Organ für «Öffentlichkeit und Gefühl» — für Humor und Satire zu gründen, wussten sie keinen besseren Gevattersmann für die neue Zeitung, als den harmlosen und volkstümlichen Possenreisser. Mit Freuden lieh er derselben seinen Namen.

Seither ist Postheiri eine schweizerische Berühmtheit geworden. «Heinrich von der Post», «Henry de la Poste», «Enrico della Posta» wurde überall bekannt, wo Schweizer wohnen. Kein Eidgenosse, dessen Bild so oft vervielfältigt wurde. Kaum weniger als zweimillionenmal erschien dasselbe an der Spitze dieses Blattes — wie viel tausendmal als Holzschnitt auf Tabakpäckchen, auf Cigarrenkistchen, oder plastisch dargestellt auf Toilettenseife oder als Briefbeschwerer . . . Kein Wunder, dass der Fremdling, der durch Honolulus Tore schritt, vor allem nach dem Urbild des «Postheiri» frug. Die ungezählten Schoppen, die Dir bei solchen Anlässen zuflossen, mögen Dich noch im Grabe erquicken, alter Freund! . . .

Nun ist Deine lose Zunge verstummt — Du bist ein «stiller Mann» geworden. Dein Bild soll dennoch stehen bleiben an der Spitze dieses Blattes — Dein Name soll lebendig bleiben und Dein Ruhm fortblühen. Möge Postheiri auch in Zukunft, wie bisher, bei allen Eidgenossen ein gern gesehener Gast sein.

«Postheiri est mort — vive Postheiri!» »

5

So erschien denn ab 1845 der «Postheiri» vorerst als teils humoristische, teils politisch satirische Zeitschrift im Verlag F. X. Zepf, ab dem nächsten Jahr bei Jent & Gassmann als unscheinbares Beiblatt zum «Wochenblatt».

Walter von Arx, genannt «Knirps», der geschätzte Deutschlehrer an der Kantonschule, stellte dem «Postheiri» in seiner Biographie über Alfred Hartmann folgendes Zeugnis aus:

«Als daher mit der ersten Nummer des «Wochenblattes» das unscheinbare Beiblättchen unter dem allbekannten Titel erschien

und die folgenden Nummern sich pompös als «Blätter für Gegenwart, Öffentlichkeit und Gefühl» ankündigten, als mit einemmal sich dieser sonnige, überlegene Humor auftat, der in der hohen Bildung und dem literarischen Geschmack seiner Träger den günstigsten Boden fand und von einer Gemütlichkeit, der des Lebens kleinliche Sorgen und Kümmernisse fern blieben, begünstigt aufwachsen konnte, da war das neue Witzblatt festgewurzelt; es hatte sich mit einem Schlag die Herzen erobert, und eine Zukunft lag vor ihm. Die ersten anderthalb Jahrgänge beschränkten sich auf die kleinen Ereignisse innerhalb der Schanzmauern der guten alten Stadt Solothurn; Postheinrich kitzelte die Polizeier, die Turmeswächter; er lachte über die krampfhaften Versuche, die Seidenzucht und eine Aktienbäckerei einzuführen, er besang Honolulus weise Senatoren, verhöhnte das Feuerwehrkorps, die Laternenputzer, folgte den Spuren der Heiratskandidaten und war der Schrecken aller Klatschbasen . . .»

Zu Neujahr 1847 löste sich der «Postheiri» von seinem «siamesischen Zwillingssbruder», wie Hartmann selbst schreibt. Dem sei er längst über den Kopf gewachsen. Mit einer Parodie auf den Monolog der «Jungfrau von Orleans» nahm er wehmütigen Abschied von seinen bisherigen Lesern und kündigte den Eintritt in die grosse Welt an. Er könne von nun an auch im Kanton Solothurn allein ohne Wochenblatt bezogen werden, in Bellach, Derendingen, Hoppersten, Himmelried und Grod ebenso wohlfeil als in Paris, Stockholm und Nova Zembla. Seine Devise laute: «Geh, schwing auf alle Narren deine Geissel!» Er werde mutwillig und unbefangen, durch keine farbige Brille beirrt, in die Welt hineingucken. Wo ihm eine Dummheit oder eine Philisterei aufstosse, da werde er sich das Recht nicht nehmen

lassen, aus vollem Hals darüber zu lachen. Er werde sich nicht darum kümmern, ob die, welche die Dummheit oder die Philisterei begangen hätten, von seinen Zeitungsgeschwistern schwarz, rot oder aschgrau genannt würden. Heinrichs böse Zunge kenne keine Schonung. Gegen die Zöpfe habe er in allen Kantonen ein Jagdpatent genommen; er werde sie unbarmherzig verfolgen, mögen sie sich hinter den Frack eines Städters verstecken oder hinter den Halbleinkittel eines ländlichen Demokraten nisten. «Heraus müssen sie, so lange sie sind, und zerzaust sollen sie werden, dass der Himmel seine Freude daran haben solle.» Gleichwohl sei seine Lebensregel: «Gieb Ohrfeigen, aber mit Anstand.» Zudem sei er, wie jedermann wisse, das erste Blatt in der Schweiz und das einzige, das den andern Zeitungen nichts abschreibe.

Das Format wurde vergrössert, jede Nummer wenigstens mit einer Illustration geziert: «Kunstwerke, welche die Holzschnitte auf Tabakspäckchen nur wenig überragen.» «Süsses Publikum», war die Anrede an die Leser.

1851 kündigte der «Postheiri» an, er werde nicht nur alle vierzehn Tage, sondern in 32 Nummern im Jahr herausgegeben. Von 1852 an erschien er wöchentlich.

Durch den «Postheiri» wurde Solothurn denn auch zum satirisch-kulturellen Mittelpunkt der Schweiz; nicht nur, dass er die Politik des jungen Bundesraates kritisch beleuchtete, sondern auch, dass er manch träffes Wort über die Weltpolitik und deren Akteure, wie vor allem Napoleon III., Garibaldi und Viktor Emanuel fand.

Hartmann fand Hilfe von seiten begeisterter Freunde, so vor allem vom witzesprühenden Rektor Georg Schlatter, aber auch vom feinsinnigen Schriftsteller Franz Krutter. Heinrich Jenny und andere verschönerten die Blättchen mit originellen Zeichnungen.

Es darf aber keinesfalls übersehen werden, dass die Geburt des «Postheiri» in eine politisch erregte Zeit fiel. Da er klar das liberale Gedankengut verfocht und gegen den Sonderbund Stellung nahm, fand er sogleich weitherum Gehör. Er traf den richtigen Ton, einen nicht allzu aggressiven, aber dennoch spöttischen; jedoch alles mit Mass. «Es kann ja niemand ohne ein bisschen Bosheit witzig sein, auch der Postheiri nicht.» Um nochmals von Arx zu zitieren:

«Der Gegensatz des kleinstädtischen, spießbürgerlichen Lebens zu dem freien, weiten Blick, der die jungen Männer mit ihrer akademischen Bildung und poetischen Begabung auszeichnet, musste die Satire schon heraufbeschwören; aber sie vermeid jede Schroffheit und blieb behaglich wie der Verkehr, den die Bewohner der fröhlichen Ambassadorenstadt unter sich pflegten, gutmütig, wie ihr Charakter es mit sich brachte, harmlos, wie es nur unter Leuten sein kann, die gerne einen Wein trinken, aber niemals einen bösen Wein, die von der Urväter Zeiten her gewohnt waren, über des Nachbars Fehler nur mit mildem Lächeln zu Gericht zu sitzen und die das *Laissez faire!* so gern zur Richtschnur alles Tuns und Treibens machten. Bot ja Solothurn schon in seinen Baudenkälern wie in seinen Gewohnheiten und Überlieferungen so viel Originelles, und so wuchsen auch Originale in seinen Mauern auf.»

Neben die Person des «Postheiri» traten noch andere humoristische Personen, vor



allem «Hilarius Immergrün», der Wächter auf dem St.-Ursen-Turm, dessen Vorbild der alte Kiefer war. Hartmann liess sie in der Abschiedsnummer seiner Zeitschrift zum letzten Mal aufleben. Geben wir ihm selbst das Wort:

«Ein sehr dankbarer Typus für den Postheiri wurde der muntere Vagabund Antonio Poveretti und die gelungenen Metamorphosen dieses Glücklichsten unter den Ärmsten, der mit Hülfe seiner auf Kehrichthaufen zusammengelesenen Garderobe sich bald als reisender Engländer, bald als frommer Pilger, dann als flüchtiger Carbonaro oder als augenverdrehender Stündeler oder endlich als harmloser botanisierender Gelehrter produzierte.

Schon in den ersten Jahrgängen begegneten wir, wenn auch zuerst nur in seltenen Zwischenräumen, der klassischen Gestalt des Turmwächters Hilarius Immergrün, wel-

cher in Tagebuchblättern seine Weltanschauungen zum besten gibt. Der alte Hilari wird bald volkstümlich, seine Mitteilungen werden häufiger, es bildet sich allmählich ein typischer Hilariusstil aus. Der Leser lernt des Turmwächters Familie kennen, seine sentimentale Tochter «s'Elisi» und ihren Kurmacher, den «Gartenhagmaler».

Mit dem Postheiri sind Hilarius Immergrün in seiner enganliegenden grünen Uniform mit Metallknöpfen, breiter Schirmmütze, Fernrohr und Laterne, sowie seine Tochter s'Elisi, in seinem grünen Kleid, den Puffärmeln, seinem Ridikül und Schirmchen und seinem blumigen Spitzenhütchen zu vertrauten Solothurner Fasnachtsfiguren geworden.

Viele Schreiben der von Hartmann erschaffenen Figuren waren in einer Sprache abgefasst, die «in Verbindung von Schriftdeutsch und Mundart und verballhornten Fremdwörtern den köstlichen Gallimathias darstellte».

Hier nur ein Beispiel: Wie köstlich klingt die Ansprache des Postheiri, wenn er im Juli 1856 die ordentliche Sommersitzung der Schweizerischen Bundesversammlung eröffnet:

«Da wäret ihr also wieder einmal beisammen, meine lieben und getreuen HH. National- und Ständeräthe! Niemand freut sich so aufrichtig darüber als Heinrich, denn da geht ihm dann doch der Stoff nicht aus. Erlaubt ihm deshalb einige herzliche und wohlgemeinte Worte des Willkommens.

Willkommen ihr Advokaten und Juristen alle unter der Versammlung, in so fern ihr mit den Traktanden kurzen Prozess macht! — Willkommen ihr Ärzte, lasst nur mit der scharfgeschliffenen Lanzette eurer Zunge der Bundeskasse nicht allzustark zur



Ader! — Willkommen ihr HH. Kriegsobersten! Aber bitte kehrt mit euren Reglementen nicht alle Jahre das Oberste zu unterst! — Auch ihr Jäger sollt mir willkommen sein, bringt ihr nicht ein gar zu theures Gewehr mit. — Willkommen ihr Kapitalisten! Zeigt, dass ihr Kapitalkerls und keineswegs mit der Pelzkappe getroffen seid, sondern den verkappten Sackpatrioten das Kapital aus dem ff zu lesen versteht. — Willkommen ihr Gutsbesitzer! Machet das Schweizervolk zu dem, was ihr selber seid — nämlich Gesetze, an denen es etwas Gutes besitzt. — Willkommen ihr Grosshändler. Fanget keine grossen Händel an, sondern zeiget eher bei dem Entscheid über den Sonderbundshochverrathsprozess, dass ihr gross zu handeln versteht. — Willkommen aber auch ihr Kleinhändler, die ihr in allem ein richtiges Maass führet und auf euere Worte Gewicht zu legen wisset. Vergesst nicht dafür zu sorgen, dass im ganzen Schweizerland die längst versprochene gleiche Elle endlich eine Wahrheit werde. —

Willkommen ihr Eisenhändler, welche hoffentlich wissen werden, was unter das alte Eisen gehört — ihr Holzhändler, die ihr den Staatswagen nicht auf den Holzweg führt —, ihr Papierfabrikanten, deren Geschäfte es ist, mit dem lumpigen Zeug aufzuräumen! — Willkommen ihr Banquiers und Finanzmänner, die längst erkannt haben, dass Reden Silber, Schweigen Gold ist. — Willkommen ihr Forstmänner von gutem Schlage! Nehmt kein Blatt vor's Maul, wenn's etwa einmal dem Schutz der Wälder gilt. — Willkommen, ihr Landwirte, die ihr es euch angelegen sein lassen werdet, das so oft unter Wasser gesetzte parlamentarische Feld zu drainieren. — Und auch ihr Gastwirte seid willkommen, die ihr reinen Wein einschenkt und dem Schweizervolk nicht unnöthigerweise Suppen einbrockt. — Willkommen, ihr Architekten und Ingenieure, die ihr zur rechten Zeit ein Brücklein zu bauen wisst; versucht eure Kunst einmal im Westbahnconflikte. Gelingt es euch dann noch, auf euren schwimmenden Eisenbahnen das Seeland in's Trockene zu bringen, so sollt ihr vor allem gepriesen sein. — Auch die Maler unter euch will ich willkommen heissen, insofern sie mir nicht einen blauen Dunst vormalen, und die Müller, welche nicht alles Wasser auf die eigene Mühle leiten wollen.

Und nun ich euch alle bestens begrüssst, schliesse ich meine Rede und eröffne ihre Sitzung mit den Worten des Dichters der Glocke:

«Stosst den Zapfen aus!
Gott bewahr das Haus!»»

Manch ehrwürdiger aktiver Politiker kann sich die Rhetorik des «Postheiri» heute noch zum Beispiel nehmen!

Nun taucht auch der Name «Honolulu» als Scherzname für Solothurn auf; in toller Fasnachtsstimmung identifizierte man sich mit den Gegenfüsslern.

Wie gegenwartsnah wendet sich die Schuljugend Solothurn an die Polizei, da bekannt geworden sei, die beiden honolulu-sischen Polizisten, scherhaft «Hühnerweihe» genannt, würden zur Aufrechterhaltung der Ruhe nach Italien abkommandiert!

«Edle Eidgenossen! Ihr wollt uns verlassen! Nein, ich kann's nicht glauben, dass uns der Max verlässt! Ihr wollt den Boden verlassen, der Euch grossgezogen und an seinen Brüsten genährt hat. Männer! In Italien wachsen Pomeranzen, aber in Honolulu die grossen Eichen. Männer, Eichen! Versuchet die Götter nicht. Wenn Ihr uns verlässt, wer soll dann uns Jungen lehren, Speere werfen, die Götter ehren? Wann wird wieder ein so mildes Auge über uns wachen, wie das Euri ge! Erinnert Euch der seeligen Stunden, die Ihr mit uns genosst. Wenn unser jugendlicher Arm die Kastanien herunterbengelte von Honolulus Bäumen und die Äste zerriss, wenn unsere Feinde riefen: Ist keine Polizei da, welche die bösen Rangen einsteckt, da weinte Euer mildes Herz über die Rohheit der Menschen, kummervoll versteckt Ihr Euch in ein stilles Kämmerlein, dass Euch niemand fand. — Wir aber bengelten fröhlich fort. — Wenn Schnee Honolulu's Strasse deckte, wenn wir in jugendlichem Unge stüm mit Schneeballen einige Fenster einschlugen oder auf Schlitten Honolulu's Strassen hinunterfuhren, dass sie glätter wurden, dann ein Spiegel, und kein übermü tiges Pferd sie mehr betreten durfte, ohne zu stürzen, wenn unsere Feinde dann wieder riefen: Polizei her! Dann standet Ihr traurlich umschlungen auf einsamen Spaziergängen, versunken in die Schönheit der winterlichen Natur. — Wir aber bengelten und schlittelten fröhlich fort. — Wenn Honolulu's Gärten voll süsser Trauben, Birnen und Pflaumen hingen, wenn unser Jugendmuth uns verführte, über die Gartenmauern zu

steigen und von dem Überfluss zu kosten, wenn dann der hartherzige Eigenthümer uns überraschte, uns zwang, die gefüllten Taschen umzukehren, wenn er grimmig dann wieder schrie: Polizei, wo bist du? — Dann standet Ihr beide weit weg von da auf dem einsamen Marktplatz, vertieft in philosophische Gespräche über die Länge der Zeit. — Wir aber bengelten fröhlich fort in einem anderen Garten. — Wenn ein Bürger Honolulu's mit einem wackern Jungen erfreut wurde, wenn wir die Freude, dass unser Jugendkreis durch ein neues Mitglied erweitert wurde, mit lustigen Raketen und Schwärtern verkündigen zu müssen glaubten, wenn's dann links und rechts in der Strasse knatterte und sprühte und prasselte und Honolulu's überängstliche Bürger schrien: Holt die Polizei! — dann, oh dann — ja, wo wart Ihr dann? — Wir aber raketeten und schossen fröhlich fort. Nein, Männer, Ihr verlasst uns nicht. Bleibt in Honolulu, fahrt fort in dem süßen menschenbildenden Geschäfte des Herumwandelns und Herumsitzens und Ihr sollt 200 Fr. Gehaltserhöhung bekommen, wie es sich für Männer von Euren Verdiensten gebührt.»

Die Bubenstreiche Honolulus sind unsterblich!

«Ein glücklicher Griff waren» zudem, wie Hartmann selbst schreibt, «die populären Vorlesungen für die «Häfelischüler» über Mythologie, Geschichte, vaterländische Geographie usw. Manche Namen und Bezeichnungen aus diesen Vorträgen haben sich im Volk eingebürgert; jeder Schweizer weiss, wo Honolulu liegt, jeder Eidgenosse kennt den Kulturstaat, Mutzopotamien, Pommelusien, Schnitzlien und Zigrizien und kennt den Weg, der nach Mostindien führt. Die betreffenden Kantone und Städte werden diese Spitznamen noch lange tragen.»



Köstlich sind die Reiseberichte — Hartmann reiste selbst gerne —, so derjenige des Hilarius Immergrün, wie er mit seiner Tochter nach Paris an das Napoleonsfest reiste und viele «Awangturen» erlebte: «Potz mildidie, was ist Paris für ein Städtli! Hätte es einen Santursenturm, ein Arsenal und eine Aermitasche, so wäre es schier ein kleines Honolulu. Und Volk war auf den Gassen, fast als wie bei uns an einem Herbstmäret.»

7

Ein besonderer Wurf gelang Hartmann: Hilarius Immergrün, der «Turnwächter» und seine Gesinnungsgenossen traten aus dem Hintergrund als die ehrenwerten Mitglieder des «Blauen Leists»: nämlich der Stadttenant, später zum Stadtmajor befördert, der eher die liberale, der Kaplan, der eher die konservative Richtung verfocht, der Stadt-pfyffer, der Gartenhagmaler Jules, der Ge-richtssäss, der Gusäng vom Chrutmäret, der Gschmeissmacher und Eusebius, des Hilari hoffnungsvoller Sprützling. Die Gründung des Blauen Leists ist im Blatt vom 17. April 1858 aufgezeichnet:

«Sintemalen und in Anbetracht die Uhri-macher und frömden Fötzel in unserem Städtli immer mehr überhandnehmen und man nienen meh seinen Schoppen trinken

kann ohne Angst haben zu müssen neben einem französischen Consul oder einer andern gräubenlächten Person zu hocken; so wie nicht minder auch zur Hebung des gesellschaftlichen Lebens, zur Schärfung des Geistes und zur Bildung des Gemethes haben etliche Burger und wohldenkende Hintersassen beschlossen und für gut befunden, einen neuen Leist zu stiften; der blau Leist heissen soll.»

Sogleich erhab sich wie das «geheime Brodikohl» ausführt, unter der Leitung des Bräidents oder Vorhockers Immergrün eine heftige politische Diskussion, der viele folgen sollten. Stadtprobleme wurden behandelt, wie etwa, ob das Berntor abgerissen werden solle oder nicht. Militärfragen erregten im speziellen den Leist, so, wie die Uniform zu gestalten sei, sei doch die Uniformierungsfrage beim Militär die Hauptsache! Dann auch, ob das Vettergewehr oder der Vorderlader für die Eidgenossen tunlich sei. Die Lieblingswaffe war aber die Kavallerie, welcher der Leist vom übermütigen Salut-Rekruten bis zum Landwehrdragonerwachtmeister zu allen Zeiten seine besondere Aufmerksamkeit widmete. Klage wurde erhoben, dass in Honolulu, vor allem auch bei der Jugend, kein Sinn mehr für die Fasnacht vorhanden sei. Die Revision der Bundesverfassung warf Wellen: der Vorhocker beantragte zweierlei Bürgerrecht, eines mit, eines ohne Bürgerknebel. Ein eigener Kanton Jura wurde zur Diskussion gestellt. Der Deutsch-französische Krieg erhielt die Gemüter. Kurz und gut, dem blauen Leist bot sich Gelegenheit, den Kampf zwischen alter und neuer Zeit humorvoll auszutragen und zu den «brönnigen Fragen, so das engere und weitere Vaterland inkomiditieren», Stellung zu nehmen. René Monteil charakterisiert die Gestalten des blauen Leists als «phantastische Projektionen aus Hartmanns kleinstädtischer Welt im biderben



Schattenspiel, das da über den Hintergrund der Jahrhundertmitte tanzt. Im blauen Leist erschafft er eine surreale Welt, unmittelbar im Niemandsland zwischen Phantasie und Wirklichkeit. Es ist der für uns so spezifisch schmale Raum, in dem der Solothurner Humor schwebt, etwas verträumt, verspielt, mit einem Anflug melancholischer Selbstironie. Wen wundert's, dass Hartmann die Hauptfigur seines Leist, den Präsidenten Hilari zum Turmwächter macht, ihn handgreiflich in jenen Raum zwischen Himmel und Erde versetzt, in dem seine Gestalt ihren Reigen zwischen Phantasie und Wirklichkeit hin und her wieder weben».

Es mag für Hartmann eine besondere Genugtuung gewesen sein, als der Blaue Leist 1875 Fleisch und Blut gewann und aus dem Gebiet der Fiktion auf jenes der Wirklichkeit hinaustrat. Ein Freundeskreis um Angehörige der Familie Vigier fasste damals den Beschluss, in ungezwungener Vereinigung zusammenzutreten; die Gestalten Hartmanns wurden Vorbilder für die Namensgebung. Eines hat der Blaue Leist mit

dem fiktiven Leist von Hartmann auch heute noch gemeinsam: Er sucht nach wie vor politischen Gegensatz zu überbrücken und im Geiste desjenigen, der den Leist erfunden hatte, die Devise zu pflegen: «Freundschaft und Gemütlichkeit».

8

Mit der Zeit war dem «Postheiri» im Schweizerland eine Konkurrenz entstanden, der «Nebelpalster». Von Arx schreibt:

«Mit der alten Zeit war das Gefühl für den Humor des Hilarius Immergrün und seines blauen Leistes geschwunden; man kannte die Gestalten nicht mehr. Die Originale waren längst tot, einen der getreuen Mitarbeiter nach dem anderen hatte der Chefredakteur zu Grabe geleitet. In der Hitze der Tagesstreitigkeiten war «Postheiri» gegenüber seiner früheren Gewohnheit ein allzu eifriger Parteigänger geworden, was ihm eine Reihe von Abonnenten entfremden müsste. Der neuen Generation fehlte der essigfreie Humor und die Feinheit des Geschmackes, das solothurnische Witzblatt in seinen besten Zeiten trotz der Kühnheit des Angriffes ausgezeichnet hatte. Mit einer Keckheit waren die fremden Potentaten wie die einheimischen kleinen Machthaber der Satire blossgestellt worden, vor welcher die Gegenwart in ein nervöses Schlottern geraten würde.»

Alfred Hartmann fühlte sich mehr und mehr einsam. Schicksalsschläge trafen ihn, so die tödliche Krankheit des von ihm geliebten Sohnes Otto. So kam er denn unweigerlich dazu, das Erscheinen des «Postheiri» auf Ende 1875 einzustellen. Es wurde ihm, wie er selbst in seiner Autobiographie schreibt, eine schwere Last genommen. Während dreissig Jahren sei es seine Aufgabe gewesen, Woche für Woche durch witzige



und humoristische Einfälle das schweizerische Publikum zum Lachen zu bringen und die Torheiten des Tages mit Satire zu würzen:

«Wie schwer ward mir oft, ihr wusstet es nicht, zu spassieren, zu scherzen, zu singen, wenn vor Kummer und Angst im Leib mir das Herz und vor Trübsal wollte zer-springen.»

In seiner letzten Nummer wurde der Lebenslauf des einst so blühenden Blättchens geschildert, das lange Jahre weit in der Schweiz herum freudig schmunzelnde Leser gefunden hatte; in Scherenschnitten wurden die bekanntesten Personen, die je aufgetreten waren, in Erinnerung gerufen. Im Rückblick konnte Hartmann schreiben:

«Postheiri vollendete seine 30 Jahrgänge und darüber bei einem steten Wechsel von Mitarbeitern aus allen Kantonen, Klassen und Ständen, aber ohne Wechsel der Redaktion. Sein langer Lebensgang vollendete sich, ohne dass zwischen der Redaktion und den Verlegern je die geringste Misshelligkeit eingetreten wäre, indem die letzteren den § 1 des Verlagsvertrags stets mit grösster Gewissenhaftigkeit beobachteten: «Die Unabhängigkeit des Postheiri wird ohne Rückhalt

ausgesprochen!> Noch sei bemerkt, dass Postheinrich während seines 30jährigen satirischen Wirkens niemals das Vergnügen eines Presseprozesses genossen hat. Wenn gleich seine Sympathien unentwegt der liberalen Sache gehörten, so hat er sich doch niemals zum Parteiblatt gemacht, was ihm freilich von vielen übel genommen wurde. Ihm schien es der Aufgabe des Satirikers angemessener, die Geisselhiebe nach links wie nach rechts auszutheilen, mochten auch seine eigenen Freunde zuweilen schmerhaft davon berührt werden.

Nun findet Heinrich, er habe das Seine gethan. Er war jung, als er seine Wanderung antrat; nun ist er alt geworden. Möge ein jüngerer mit dem vollen Köcher des Humors hervortreten und die Pfeile des Witzes schwirren lassen. Das Junge klingt, das Alte klappert! Er nimmt Abschied von seinen Lesern, Gönern und Freunden. Adieu!»

Dennoch ist der Postheiri unsterblich geworden. Er und seine Gefährten erscheinen nicht nur als Fasnachtsgestalten im Kreise

der Narrenzunft Honolulu, sondern sie kommen zudem in der Fasnachtszeitung selbst zum Wort; so lassen sie beispielsweise jeweils im «Stadtrundgang» manch träfes Wort über die heutigen Solothurner fallen. Möge das so bleiben!

Literatur

- Der Postheiri*, Illustrierte Blätter für Gegenwart, Öffentlichkeit und Gefühl, Solothurn 1845—1875.
Helvetischer Hudibras, Eine Wochenschrift, herausgegeben von Jos. Gassmann, Solothurn 1797/98.
Altermatt Leo, *Die Buchdruckerei Gassmann AG Solothurn*, Solothurn 1939.
von Arx Walter, *Alfred Hartmann*, Sein Leben und seine Schriften, Solothurn 1902.
Hartmann Alfred, *Solothurner Schriftsteller 1814—1897*, autobiographischer Rückblick, herausgegeben von Otto Hartmann, Solothurn 1974.
Monteil René, *Hilarius Immergrün*, Ansprache am Freundschaftsessen der Lukasbruderschaft, 1975.
von Sury Charles, *Zur Geschichte des Burgerleistes der Stadt Solothurn*, 1955.

Der vorliegende Beitrag erschien erstmals in: «Der Postheiri, Sammelausgabe, herausgegeben von der Narrenzunft Honolulu, von 1921 bis 1978».

